

**Jörg Wagenblast, Die Tübinger Militärpsychiatrie im Zweiten
Weltkrieg**

Gawlich, Max

In: Sozial.Geschichte Online / Heft 23 / 2018

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Link: <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de:443/servlets/DocumentServlet?id=47051>

Rechtliche Vermerke:

lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Jörg Wagenblast, *Die Tübinger Militärpsychiatrie im Zweiten Weltkrieg*

Franz Steiner Verlag: Stuttgart 2016. 106 Seiten, € 36,00.

Jörg Wagenblast hat mit seiner in der Reihe *Contubernium – Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* erschienenen medizinhistorischen Dissertation eine Studie vorgelegt, welche bisherige Forschungen zur Militärpsychiatrie im Zweiten Weltkrieg um wichtige Aspekte ergänzt. Diese historiographischen Arbeiten untersuchten die Frage der Gutachtertätigkeit für die Zeit vom Ersten Weltkrieg bis in die Nachkriegszeit vorwiegend im Hinblick auf Veränderungen im Wissensbestand zu Krankheitsursachen und Krankheitskategorisierungen. Dabei stand jedoch die therapeutische Tätigkeit der Militärpsychiater in den Reservelazaretten nur selten im Fokus, und die dazugehörige Quellenform der Patientenakte wurde vernachlässigt. Diesem Forschungsdesiderat folgend, analysiert der Autor die Militärpsychiatrie an der Universität Tübingen im Zweiten Weltkrieg unter praxishistorischen Gesichtspunkten.

Anhand von Krankenakten aus dem Reservelazarett Tübingen untersucht Wagenblast, was ärztliches Handeln unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Diktatur und des Weltkriegs bedeutete (S. 19). Der Autor verfolgt in den drei Hauptkapiteln seiner Arbeit drei konkrete Fragestellungen: Zunächst stellt er die Frage, ob sich unter dem Eindruck des Krieges Paradigmen oder Lehrmeinungen der Psychiater veränderten. Zweitens untersucht er die Gutachtertätigkeit der Psychiater für die Militärgerichte. Im dritten, größten Abschnitt skizziert Wagenblast schließlich die „konkrete Behandlungspraxis in einem Heimatlazarett der Wehrmacht“ (S. 18). Dafür unterzieht Wagenblast 306 Krankenakten aus einem Korpus von insgesamt 6.000 Akten einer genaueren Betrachtung; die Auswahl seines Samples er-

folgt anhand naheliegender Diagnosen aus der Gruppe der Psychopathien (S. 19).

In einem knappen Kapitel, das er den drei Hauptabschnitten seiner Arbeit voranstellt, skizziert der Autor die Biographien dreier zentraler Ärzte der Tübinger Militärpsychiatrie: Hermann Hoffmann (Direktor), Wilhelm Ederle (Abteilungsarzt im Reservelazarett) und Wolfgang Kraus (Hilfsarzt im Reservelazarett). Er analysiert die Motivation ihres ärztlichen Handelns und stellt die politische Entwicklung an der Universität Tübingen dar. Dabei steht die Frage nach ideologischen Haltungen der einzelnen Ärzte und die bemerkenswerte Heterogenität der Ärzteschaft im Vordergrund. Wagenblast zeigt, dass die eigenwillige Haltung des Direktors Hermann Hoffmann Handlungsfreiräume in der Tübinger Militärpsychiatrie eröffnete, die anderswo nicht gegeben waren. Aufgrund einschneidender Erfahrungen, die Hoffmann als Teilnehmer im Krieg gegen Frankreich im Jahr 1940 gemacht hatte, entwickelte er eine ablehnende Haltung gegenüber der Wehrmachtspychiatrie, die unter anderem dazu führte, dass er in seinen Gutachten und Stellungnahmen deutlich von den Anweisungen des Heeressanitätsdienstes abwich. So zum Beispiel von der Vorgabe, reaktive psychische Kriegsdienstbeschädigung nicht anzuerkennen. Weiterhin entzog er sich, soweit es ihm möglich erschien, seinen Verpflichtungen, der Wehrmacht als beratender Psychiater für den Wehrkreis Stuttgart zu dienen.

In den anschließenden drei Kapiteln verfolgt der Autor seine Fragestellungen, indem er quantitative Methoden mit Fallskizzen und Auszügen aus den Akten kombiniert. Im ersten Abschnitt verdeutlicht er, dass sich die „herrschende Lehre“ unter dem Eindruck des Krieges nicht änderte. Damit bestätigt er Forschungsergebnisse zur Zwischenkriegs- und Nachkriegszeit, zum Beispiel von Svenja Golttermann (*Die Gesellschaft der Überlebenden*, München 2011). Er kann zeigen, dass die Ärzte insbesondere bei Offizieren hinsichtlich der Diagnosen Rücksicht nahmen. Ehrwürdige Diagnosen oder solche, die – wie Schizophrenie und Epilepsie – eine Sterilisation nach

sich gezogen hätten, wurden abgemildert. Wagenblast weist damit nach, dass soziale Nähe und Distanz zwischen Arzt und Patient auch in der Militärpsychiatrie einen gewichtigen Faktor in der Diagnostik spielten. Diese besondere Rücksichtnahme ließen die Ärzte ebenfalls bei der Feststellung von psychischen Kriegsdienstbeschädigungen walten, welche entgegen bisheriger Einschätzungen, zumindest in Tübingen nicht kategorisch abgelehnt wurden, sodass die betroffenen Soldaten ein Anrecht auf Rentenbezüge erhielten (S. 40).

Auch in Kapitel drei, das die militärgerichtliche Gutachtertätigkeit thematisiert, zeigt die Studie die milieu- beziehungsweise standesspezifischen Bedingungen, die auf die Anfertigung von Gutachten Einfluss hatten. Bemerkenswert ist dabei besonders, dass die Ärzte sich zwar enthielten, in ihren Gutachten Vorwürfe der Simulation niederzuschreiben – diese hätten eine militärgerichtliche Verfolgung nach sich gezogen –, aber durchaus entsprechende Drohungen im Klinikalltag vorbrachten, um die ins Lazarett überwiesenen Soldaten zu disziplinieren. Da die Tübinger Gutachter immer wieder psychische Reaktionen auf Kriegserlebnisse in den Patientenakten dokumentierten und auch in anderer Hinsicht in ihrer Gutachterpraxis von den Weisungen der Heeressanitätsinspektion abwichen, wurden seit 1943 keine Gutachten mehr aus diesem Reservelazarett angefordert. ‚Verlässlichere‘ Psychiater im Reich übernahmen diese Aufgaben (S. 68).

Im umfangreichsten Kapitel untersucht der Autor die therapeutischen Maßnahmen, denen Patienten mit der Diagnose „Psychopathie“ unterzogen wurden. Wagenblast analysiert eine – vergleichsweise kleine Gruppe – von 67 „Behandlungen“ gegen spezifische „Reaktionen“ auf den Krieg. Diese Behandlungen umfassten psychotherapeutische Gespräche, Schocktherapien und die Traktierung mit Strom. Entgegen der gängigen historiographischen Einschätzung zeigt der Autor, dass zumindest im Tübinger Lazarett psychotherapeutische Maßnahmen auch mit einfachen Mannschaftssoldaten und Unteroffizieren durchgeführt wurden. Die psychotherapeutische Behandlung

beschränkte sich also nicht nur auf Offiziere oder Luftwaffenangehörige. Letztere wurden exklusiv durch Psychotherapeuten des Deutschen Instituts für psychologische Forschung betreut. Dieses wurde von Matthias H. Göring, Vetter des Luftwaffenbefehlshabers, Hermann Göring, geleitet. Der Autor zeigt allerdings auch eine Radikalisierung in den therapeutischen Praktiken im Kriegsverlauf. Die Zunahme von pathologischen Reaktionen, die einsetzte als der Krieg an der Ostfront ins Stocken gekommen war, bildete Wagenblast zufolge den Anlass zu einer Brutalisierung der Therapie. Die Verwendung von schmerzhaften Gleich- und Wechselströmen in der Suggestionstherapie erlebte 1944 in Tübingen ihren Höhepunkt, danach wurde der dafür verantwortliche Arzt wegberufen. Diese antiklimaktische Pointe verdeutlicht die Schwächen der über weite Strecken akteurszentrierten Perspektive der Untersuchung, die des Öfteren den Blick auf die strukturellen Bedingungen und Kontexte des Handelns verstellt. Der Rezensent kann sich daher nicht der Frage erwehren, ob nun vielleicht doch eher der Arzt und nicht der Kriegsverlauf radikalierend wirkte.

Verallgemeinerbare Ergebnisse über Strukturen der Militärpsychiatrie im Nationalsozialismus werden meist nur implizit mitgeliefert. Der Eindruck, dass die Gestaltungsräume im Tübinger Reservelazarett, in denen sich individuelle Interessen und Vorgehensweisen entfalten konnten, grundlegend von der Figur ihres Direktors Hermann Hoffmann bedingt waren, bleibt im Vagen, und der politisch-strukturelle Kontext des nationalsozialistischen Deutschen Reichs im Krieg erhält keine schärfere Kontur. Der Autor konzentriert sich in seiner Untersuchung vor allem auf die individuellen, sozialisationsbedingten Charakterzüge der zentralen Ärztefiguren und vermag dadurch zahlreiche Aspekte des Tübinger Klinikalltags zu erklären. Um aber zu Aussagen zu gelangen, welche über die therapeutische und gutachterliche Praxis der von Wagenblast in den Mittelpunkt gestellten drei Ärzte hinausreichen, wäre eine stärkere Kontextualisierung der Tübinger

Klinik im Herrschaftssystem des Nationalsozialismus und im Institutionengeflecht der Wehrmacht hilfreich gewesen.

Auch die Darstellung des Behandlungsalltags verdeutlicht die Grenzen dieses Vorgehens. Der Leser wünscht sich immer wieder Informationen, welche es ermöglichten, die skizzierten Fälle oder Daten zu kontrastieren beziehungsweise zu kontextualisieren, etwa durch den Rückgriff auf andere Lokalstudien oder vergleichbare Daten aus der zivilen Psychiatrie. Die Konzentration auf die ärztlichen Handlungen bringt es zudem mit sich, dass die Perspektiven von Pfleger/-innen oder Patienten vernachlässigt werden. Dies fällt insbesondere bei der Darstellung des Behandlungsalltags nachteilig auf.

Positiv gewendet – und diese positive Einschätzung soll angesichts der beachtlichen Leistung im disziplinär begrenzten Rahmen einer schmalen medizinhistorischen Studie nochmals betont werden – bedeutet dies, dass Wagenblasts Forschungen ein anregender, erster Schritt zu einer praxishistorischen Bearbeitung der Militärpsychiatrie im Zweiten Weltkrieg ist. Indem die Arbeit vorhandene Studien ergänzt und korrigiert, zeigt sie das produktive Potenzial von lokal begrenzten Studien zu Reservelazaretten mit Patientenakten. Die Arbeit stellt ebenfalls eine wichtige Aufforderung dar, weitere Studien in komparativer und systematisierender Absicht durchzuführen und medizinhistorische Befunde verstärkt im politischen Kontext zu verorten.

Max Gawlich

Dies ist eine Veröffentlichung der **Sozial.Geschichte Online**
lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Sozial.Geschichte Online ist **kostenfrei und offen** im Internet zugänglich. Wir widmen uns Themen wie dem Nationalsozialismus, dessen Fortwirken und Aufarbeitung, Arbeit und Arbeitskämpfen im globalen Maßstab sowie Protesten und sozialen Bewegungen im 20. und 21. Jahrhundert. Wichtig ist uns die Verbindung wissenschaftlicher Untersuchungen mit aktuellen politischen Kämpfen und sozialen Bewegungen.

Während die Redaktionsarbeit, Lektorate und die Beiträge der AutorInnen unbezahlt sind, müssen wir für einige technische und administrative Aufgaben pro Jahr einen knapp fünfstelligen Betrag aufbringen.

Wir rufen deshalb alle LeserInnen auf, uns durch eine **Spende** oder eine **(Förder-)Mitgliedschaft** im *Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.* zu unterstützen, der diese Zeitschrift herausgibt und gemeinnützig ist.

Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerabzugsfähig, deswegen bitten wir, uns eine E-Mail- und eine Post-Adresse zu schicken, damit wir eine Spendenquittung schicken können.

Die Vereinsmitgliedschaft kostet für NormalverdienerInnen 80 € und für GeringverdienerInnen 10 € jährlich; Fördermitglieder legen ihren Beitrag selbst fest.

Mitgliedsanträge und andere Anliegen bitte an
SGO-Verein [at] janus-projekte.de oder den

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
Cuvrystraße 20a
(Briefkasten 30)
D-10997 Berlin

Überweisungen von Spenden und Mitgliedsbeiträgen bitte an

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
IBAN: DE09 1002 0500 0001 4225 00, BIC: BFSWDE33BER,
Bank für Sozialwirtschaft